

- „Lebensunwert – zerstörtes Leben“ – Wanderausstellung zur „Euthanasie“ und Zwangssterilisation. 15 Tafeln mit NS-Rassegesetz, Lebensgeschichten, Hinweise auf die Gasmord-Anstalten usw. (S. 105-125).
 - „Das Vergangene ist nie tot, es ist noch nicht einmal vergangen“ (W. Faulkner) – Veranstaltung zur Eröffnung der Wanderausstellung mit Vortrag von Prof. Dr. Bernd Walter: Die NS-Krankenmorde an westfälischen Psychiatriepatienten. Voraussetzungen – Organisation – Folgen (S. 127-156).
 - „Wir trauern mit“ (Jaqueline S.), Schulprojekt zur Ausstellung (S. 157-167).
 - „Ja, zur Menschenwürde – Ja, zur Unvollkommenheit des Menschen“ – Ökumenischer Gottesdienst am Buß- und Betttag 2009 (S. 169-181).
 - „Man kann auch mit den Füßen kochen!“ – Dokumentation einer Podiumsdiskussion (S. 183-199).
 - „Zwischen Vergessen und Erinnern“ – Der Künstler Reinhard Wieczorek würdigt Euthanasieopfer (S. 201-204).
 - „Wohin bringt Ihr uns? – Erläuterungen zum Film und zu den Einsatzmöglichkeiten der DVD (S. 205-210).
- Ergänzt wird die Veröffentlichung, die zahlreiche Bilder und Darstellungen (unter anderem zur Ausstellung) enthält, durch eine Literaturliste und ein Autorenverzeichnis.

Der Herausgeber Johannes Schildmann (Diakoniepfarrer des Kirchenkreises Gladbeck-Bottrop-Dorsten; in Bethel aufgewachsen) und die Mitglieder der Projektgruppe dokumentieren in diesem Band eine engagierte und beeindruckende Veranstaltungsreihe, die in ihrer Vielfalt der Formen und Wirkungen überzeugt. Filmmaterial und gedruckte Dokumentationen können für Schule und Erwachsenenbildung fruchtbar sein.

Gleichzeitig werden hier die vielfältigen Formen einer aktuellen Erinnerungskultur dargestellt: Gedenkveranstaltung, Vorträge, Kunstwerk, Film, Stolpersteine, Wanderausstellung, Gottesdienst.

Günther Barenhoff (Vorsitzender der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe) ist in seinem Vorwort rundum zuzustimmen: „Man kann versuchen, eher abstrakt aus der Geschichte zu lernen. Aber Erinnerung und Gedenken brauchen nach Möglichkeit einen konkreten Bezug und Ort. Bottrop ist jetzt ein solcher Ort, und das ist gut so. Mögen andere diesem Beispiel folgen.“ (S. 8).

Peter Burkowski

Karl Weihe, Was ist Pietismus? Das Leben und Wirken des Pfarrers Gottreich Ehrenhold Hartog (1738–1816), herausgegeben von Christof Windhorst, Edition Pietismustexte (EPT), im Auftrag der Historischen Kommission zur Erforschung des Pietismus herausgegeben von Hans-Jürgen Schrader, Günter Balders und Christof Windhorst, Bd. 2, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2010, 152 S., kart.

Gottreich Ehrenhold Hartog und sein Biograph Karl Justus Friedrich Weihe haben eine Brückenfunktion „von den Formen des Weiheschen Pietismus im 18. Jahrhundert zu den pietistischen Prägungen der Erweckungsbewegung im 19. Jahrhundert in Minden-Ravensberg“ (S. 133). Ihr kirchliches Wirken verbindet zwei Erscheinungen kirchlichen Lebens in Westfalen miteinander,

deren Zusammenhang und historische Kontinuität in der hagiographischen Pietismusliteratur der Vergangenheit zwar vermutet oder behauptet, aber erst durch die neueren Forschungen von Christian Peters nachgewiesen wurden. Lange war das pietistische Erbe durch unfruchtbare Streitereien gerade auch im Bereich der westfälischen Kirche verdunkelt worden. Dabei schillerte der Begriff „Pietismus“ – wie übrigens schon in seiner Entstehungszeit (vgl. Anm. 29) – zwischen Schimpfwort und Lobeswort. Der Neudruck der Weiheschen Abhandlung über den Pietismus und der gewissermaßen als praktische Erklärung beigefügten Biographie des „Pietisten“ Hartog ist nun, fast 200 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen 1820, ein Beitrag zur Begriffsklärung. So hat der Herausgeber Christof Windhorst den Titel der Erstaussage bewusst vereinfacht, um die grundlegende Bedeutung dieses Werkes hervorzuheben. „Was ist Pietismus?“ Der Originaltitel lautet: „Gottreich Ehrenhold Hartog, der als wohlverdienter Prediger auf der Radewig in Herford, nach funfzigjähriger Amtsführung im 78sten Lebensjahre den 2ten Januar 1816 gestorben, in seinem Leben und Wirken geschildert: nebst Beantwortung einiger Fragen über Pietismus von Karl Weihe, Prediger zu Mennighüffen im Fürstenthum Minden. Herford, 1820. Gedruckt bei Joh. Heinr. Wenderoth.“

Der erste Teil des Werkes behandelt im Katechismusstil sieben Fragenkomplexe, die Weihe vor dem Hintergrund kritischer Fragen an den Pietismus abhandelt. 1. Für Weihe ist „der Pietismus so alt [...] als das Menschengeschlecht“ (S. 15). 2. Es gehe um eine Frömmigkeit, die keine Sektenbildung anstrebe und keinesfalls als sektiererisch verstanden werden wolle. 3. Die Lehrmeinung der Pietisten sei biblisch begründet; sie unterscheide sich von der Lehre „weltförmiger Theologen“ (S. 24) in der Betonung der Heiligung. 4. Weihe kritisiert die gesellschaftliche Tabuisierung religiöser Gefühle und Gespräche, distanziert sich aber von einer „übel gewähl[n]te[n] Bildsprache“, so beispielsweise einem übertriebenen „Sprechen von Blut und Wunden“ „bei Katholiken als [...] auch in der Brüdergemeine“ (S. 30). 5. Spott, Hohn und Verfolgung treffe Menschen, die nach außen hin deutlich kundtun, dass sie „gottselig leben wollen in Christo Jesu“ (S. 34). Weihe betont, der ernste Prediger predige nicht nur Moral, sondern weise Menschen zu Jesus, dem Mittler zu Gott. Er dränge auf Heiligung unter dem „Beistand des göttlichen Geistes“ (S. 41). 6. Private Erbauungsveranstaltungen im Sinne der Spenerischen „Collegia pietatis“ begrüßt Weihe. Er verurteilt deren polizeiliche Verfolgung. 7. Auch Pietisten sind in Weihes Augen Menschen mit „Fehlern und Mängeln“. Trotz mancher Kritik seien sie jedoch „ein Segen für die Welt“ (S. 53), ja „das Salz der Erde“ (S. 55).

Um seinen Theorien über den Pietismus ein persönliches Beispiel zur Seite zu stellen, schreibt Weihe im zweiten Teil über das Leben und Wirken Gottreich Ehrenhold Hartogs, eines Schülers seines Vaters Friedrich August Weihe, der ihm offenbar ein verehrter väterlicher und geistlicher Freund war.

Hartog wurde geboren am 8. April 1738 in Lahde als Sohn des dortigen Pfarrers gleichen Namens und der Henriette Friederike Helene, geborene Sauerbrey, aus Bergkirchen. Früh verwaist zog er nach dem Besuch des Mindener Gymnasiums nach Halle, wo er neben seinem Theologiestudium als Lehrer am Waisenhaus tätig war. Nach einer Hauslehrerzeit bei seinem Onkel Georg Heinrich Sauerbrey, wie dessen Vater Georg Andreas Pfarrer in Bergkirchen (beide werden in Anm. 173 verwechselt), wurde Hartog am

23. Oktober 1763 Pfarrer in Löhne. Die räumliche Nähe zu Friedrich August Weihe in Gohfeld ermöglichte ihm, dort Predigt- und Seelsorgepraxis zu lernen und sich in den Kreis der Weiheschüler einzureihen. Durch Weihes Vermittlung wurde er am 30. August 1769 Pfarrer an der Jakobikirche im Herforder Stadtteil Radewig. Dort wirkte er bis zu seiner Pensionierung am 8. September 1814. Sein Biograph Weihe zählt eine Reihe von Amtskollegen auf, mit denen er freundschaftliche Kontakte pflegte. Als Prediger habe er eine ganz eigene Originalität gezeigt (S. 68). Seine Predigten seien biblisch gegründet, klar gegliedert und allgemein verständlich gewesen. Sein Predigthörerkreis sei stetig gewachsen, so dass die geräumige Jakobikirche oft überfüllt gewesen sei. Persönlich sei er mäßig und zurückhaltend, freigiebig und gastlich, bescheiden und demütig gewesen, keineswegs aber unterwürfig oder weltfremd. Erst gegen Ende seiner biographischen Darstellung spricht Weihe über die privaten und familiären Verhältnisse Hartogs. Am 30. November 1763 hatte Hartog die Pfarrerstochter Sophie Rudolphine Caroline Quade aus Eidinghausen geheiratet. Das Ehepaar hatte vier Töchter und zwei Söhne. Weihe findet höchstes Lob für das vorbildliche Familienleben der Hartogs. Nach der Sitte der Zeit lebten im Radewiger Pfarrhaus oft jugendliche Kostgänger, denen Hartog wie seinen eigenen Kindern eine vorzügliche Bildung vermittelte. Weiteren Kindern und Jugendlichen erteilte er Privatunterricht. Nach dem Tod seiner Frau 1810 versorgte eine Nichte seinen Haushalt. Die letzten Lebensmonate nach seiner Pensionierung verbrachte Hartog im Haus seines Sohnes Friedrich Christian Rudolph Hartog, Pfarrer an der Bielefelder Nikolaikirche. Dort starb er am 2. Januar 1816.

Weihe schrieb über Hartogs Leben im Sinne des Hebräerbriefes (Hebr 13,7). So mag für diese Vita gelten, was der Jenaer Kirchenhistoriker Karl von Hase einst in seiner Vorlesung sagte: „Einem [...] Heiligen mochte [...] Manches abgestreift werden, was menschlich Unvollkommenes an ihm war, so daß in diese Gestalt ein Zeitalter eines seiner Ideale legte.“ (Karl von Hase, Kirchengeschichte, Leipzig 1890, Bd. 1, S. 603).

Erst im Alter gab Hartog in den Jahren von 1806 bis 1813 Predigtsammlungen in den Druck, die zusammengefasst in einer Evangelienpostille 1836 noch einmal nachgedruckt wurden. Das im östlichen Westfalen verbreitete Evangelische Monatsblatt erinnerte 1851 an ihn. Darauf fußend fand eine Kurzbiographie Aufnahme in das erste Heft der „Zeugen und Zeugnisse“ (2. Auflage 1896). Zum hundertjährigen Abschiedsjubiläum 1914 verfasste Friedrich Niemann, einer seiner Amtsnachfolger an der Herforder Jakobikirche, eine weitere Lebensbeschreibung.

Der Herausgeber Christof Windhorst hat den Text Weihes mit einer akribisch erarbeiteten Kommentierung versehen. Darin bietet er in 299 Fußnoten vor allem biblische und bibliographische Erläuterungen sowie biographische Angaben zu genannten Personen. Sie helfen zur Erschließung des großen Netzwerks familiärer und freundschaftlicher Beziehungen, in das Hartog und Weihe eingebunden waren. Windhorst schöpft dabei aus dem hartog-schen Familienarchiv, aus dem auch das beigelegte Jugendbildnis Hartogs stammt. In seinem umfänglichen Nachwort stellt Windhorst das bisher in der Pietismusforschung wenig beachtete Buch in seinen kirchengeschichtlichen Zusammenhang. Er fasst zusammen: „Weil Hartog die Menschen aus der Seelsorge kannte und er selbst an der Nähe zur Praxis des Glaubens und

Lebens der Menschen interessiert und orientiert war, hatte er eine selbstverständliche Hörernähe. Diese aber verdichtete sich noch dadurch, dass er die selbst empfundene Überzeugtheit von den Inhalten seiner Rede den Hörern auch zu vermitteln vermochte. Prediger und Seelsorger gehören in der Person Hartogs zusammen.“ Seine Predigten sprachen „von Herz zu Herz“ (S. 127).

Walter Gröne

Günter Brakelmann, Eine Reise durch die Bochumer Kirchengeschichte: der evangelische Kirchenkreis Bochum 1913–1919 (Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft 17), Verlag Hartmut Spinner, Kamen 2011, 200 S., brosch.

Zwei Jahre vor Beginn des 100jährigen Gedenkens an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs bringt Günter Brakelmann einen Band heraus, der die Stimmungsgeschichte dieses Ereignisses aus der Sicht des Kirchenkreises Bochum beschreibt. Dabei stützt er sich vor allem auf zwei Quellen. Diese sind zum einen die jährlichen Berichte des Superintendenten zur Kreissynode und zum anderen die Kriegschronik 1914–1918 der Evangelischen Kirchengemeinde Bochum vom Gemeindepfarrer und gleichzeitig auch Superintendenten Ernst Poensgen. Die Kriegschronik ist bereits 1992 mit einem Kommentar von Wolfgang Werbeck als Veröffentlichung des Synodalarchivs Bochum erschienen (vgl. Rezension von Friedrich Wilhelm Bauks in: JWK 88 [1994], S. 488). Günter Brakelmann hat sich gleichwohl zu Recht entschieden, diese noch einmal in seinem Band komplett (95 Seiten!) abzdrukken. Denn zusammen mit den Jahresberichten entsteht ein lebendiges Bild der protestantischen Kirche im Ruhrgebiet.

Dabei lässt Brakelmann nicht nur die Quellen aus sich heraus sprechen. Er ordnet sie vielmehr in den kirchengeschichtlichen Kontext ein und bewertet sie vor diesem Hintergrund. Dabei gelingt es ihm, die ganze Bandbreite der protestantischen Meinungsbildung auch jenseits der nationalprotestantischen Hauptströmung zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufzuzeigen. Es ist bezeichnend, dass sich auf der Bochumer Kreissynode ein Abbild dieses großen Spektrums überhaupt nicht wiederfindet. Die Verbindung von Thron und Altar, die Ausrichtung auf den preußischen Staat sind so bestimmend, dass auch die Einbindung der Kirche in die Kriegsmaschinerie als selbstverständlich angesehen wird. Von der Finanzierung durch Zeichnung von Kriegsanleihen bis zur Unterstützung der Kriegswirtschaft durch die Abgabe von Kirchenglocken werden alle Maßnahmen des Staates vorbehaltlos unterstützt. Auch als die Kriegsbegeisterung mit der zunehmenden Dauer des Krieges abnimmt und die unterstützende Seelsorge vor Ort immer wichtiger wird, setzt kein Umdenken ein. Der Superintendent nimmt lediglich in seinem Bericht 1918 die zunehmende Kritik an der staatstragenden Rolle der Kirche auf und konstatiert die zunehmende Einsamkeit der Kirche. Brakelmann gelingt es in gewohnter Weise, diesen Prozess deutlich zu machen. Nicht unerwähnt bleiben soll, dass der Kirchenkreis Bochum mit Pfr. Johannes Zauleck in dieser Zeit zudem einen Prediger hatte, der in seinen gut überlieferten Predigten zusätzlich den Wandel vom gottgewollten Deutschland zu einem Volk der Sünde, das für die Niederlage auch verantwortlich